
Argos, Wolfsblut, und Neruda

Wenn es in der Literatur keine Tiere gäbe, wäre Literatur ein toter Fisch.

Als Odysseus nach 20 Jahren nach Ithaka zurückkehrte, erkannte ihn kein Mensch. 20 Jahre waren damals mehr als heute. Man wird jetzt älter, es gibt Bioprodukte, Hohes C, Pilates und Oil of Olaz. Bei Odysseus waren, trotz Heldenstatus, sicher Runzeln und Verwitterung zu sehen, ein Knirschen in den Gelenken zu vernehmen. Und die Abenteuer, die der Vielgewanderte, Listenreiche erlebt hatte, waren auch nicht dazu angetan, den Wiedererkennungskoeffizienten zu steigern. Kurz, da kam ein gealtertes, gebeuteltes, von Grund auf verändertes Mannli zurück. Trotz der verwischten Spuren erkannte ihn einer. Kein Mensch, wie gesagt. Sondern ein Hund. Der flohgeplagte, auf dem Mist lebende Argos wedelte mit der Rute, und «*Odysseus sah es, und trocknete heimlich die Träne, unbemerkt*». Er wusste noch, was er an seinem Hund hatte. Gehabt hätte, wenn ihn nicht vermeintlich wichtigere Geschäfte in die Welt hinaus verschlagen hätten. Argos stirbt dann. Das larvierte Wiedersehen ist das allerletzte Ereignis in seinem Leben. Soviel zum Begriff «Loyalität».

Als Jugendlicher las ich «Wolfsblut» von Jack London. Ich besuchte Indianerlager an den Rändern der Zivilisation, ich trotzte alaskischen Blizzards, gegen die das helvetische Schneiele und Beiele Nasenwasser war, ich vertrug Whisky wie nichts, *I wanted the gold, and I sought it*, ich hasste die Veranstalter der Hundekämpfe bis aufs Blut und mein grösster Wunsch war, dass «Weisser Fang» ewig lebt. Oder wenigstens nicht nächstens stirbt. Nicht jetzt. Noch lange nicht. Ich fühlte mich sicher, wenn Wolfsblut neben mir war, kein Unglück der Welt konnte mir etwas anhaben. Er hatte altes Wissen, taugliches Wissen von den Wölfen aus einer canidischen Zeit vor der humanoiden Zeit, und mein Wissen war klein, viel zu jung und untauglich. Die alten, in sich ruhenden, basalen Hirnregionen und die neuen, flirrenden, unruhigen Hirnregionen – – –

Ich war zum ersten Mal nach der Kindheit mitten in einem Buch. Nicht als Leser, sondern als Protagonist. Statt mit Schellenursli und dem Räuber Hotzenplotz streifte ich mit Wolfsblut durch die gefährliche, aber in ihrer Gefährlichkeit auch glitzernde Welt. In der Welt draussen wurde ein Kennedy ermordet und ein anderer brach fast einen Atomkrieg vom Zaun. In der anderen Welt drinnen reichte mir ein Freund seine Pfote und sagte: Ich gebe mein Leben für dich, du bist es mir wert, du bist mir wert.

Ich kann mir nicht vorstellen, dass Goethe und Schiller jemanden «zur Literatur gebracht haben». Ich kann mir auch nicht vorstellen, dass die, die meinen Begriff von «Literatur» geprägt haben, jemanden zur Literatur gebracht haben. Hölderlin, Kleist, Heine, Büchner, Kafka, um ein paar aus dem deutschsprachigen Literaturraum zu nennen – sie sind Präger, aber nicht Initiatoren, oder Erwecker. Wobei letzteres schon fast ein wenig zu spiritistisch daherkommt.

Ich möchte wissen, wen alles Jack London zur Literatur verführt, gebracht, übersetzt hat. Es sind bestimmt viele. Goethe würde sich besser machen, aber ich schäme mich nicht und bin mit London ganz zufrieden. Es hat bestimmt auch etwas mit den Tieren zu tun. Den Wölfen und Bären. Bei seinen Hunden war mir wohl. Vielleicht traut man als Kind den Tieren instinktiv, und den Erwachsenen nicht so recht. Wenn man dann selbst erwachsen ist, ist man im instinktiv Trauen bereits verdorben. Ja, auch von der Literatur.

Wenn es in ihr keine Tiere gäbe, wäre Literatur ein toter Fisch. Der Geissenpeter wäre nur ein Peter. Der Fuchs würde keine Gans gestohlen haben und müsste sie drum auch nicht wieder

hergeben. Niemand würde mit einem Tiger Schiffbruch erleiden. Man könnte weder ein zum Anlehnen einladender Bärenmani sein, noch stark wie ein Elefant. Man würde nicht vom Fliegen träumen, und die Nächte wären ohne das Heulen der Wölfe, ohne das Schnüren der Füchse nicht mehr richtige Nächte. Die Vergleiche, d.h. die Unterschiede würden einem abhanden kommen, und damit das Glitzern in der Welt. Und bei Pynchon würden in «Mason & Dixon» ganze Kapitel fehlen, nur dass das auch noch gesagt sei. Die Welt wäre wie leergefegt, ohne das Zwitschern und Miauen und Knurren und Flattern und Schnurren.

Mein Hund heisst Neruda. Es ist vielleicht etwas hoch gegriffen, einem Hund einen Nobelpreisträger anzuschmallen. Mag sein. Er liest ja keine Bücher. Er liest sein Umfeld. Mich. Jedenfalls hatte er mich nach einem halben Jahr so weit, wie ich ihn eigentlich hätte haben wollen. Offenbar bin ich eine simple Lektüre. Und für ihn trotzdem spannend genug. Wie ein Londonroman eben – – –. Wenn ich mit den beiden Hunden unterwegs bin (der Hund meiner Liebsten heisst Charly – das ist weniger belastend, wobei er auch nicht beeindruckt wäre, wenn man ihn «Kafka» rufen würde), bin ich ein Protagonist aus einem Londonroman, und keine hehre, hoch angelegte Figur aus Faust und auch kein vor lauter Verständnis und Toleranz Angst einflössender Nathan. Und der Roman ist nichts Papieriges, er stimmt mit der Wirklichkeit überein, soweit ich sie zu sehen und zu hören fähig bin. Ich habe nicht im Sinn, die Welt zu retten und Troja mit List, Feuer und Schwert in Staub und Asche zu legen. Ich bleibe hier. Loyalität – – –

In einer Fachzeitschrift über Wölfe habe ich den Satz gelesen «*When the beasts are gone, we will die of loneliness of spirit*». Wenn es keine Tiere mehr gibt, werden wir an seelischer Einsamkeit zugrunde gehen. Das wiederum tönt jetzt vielleicht ein wenig zu schamanisch. Die Welt (le monde, the world) ist ohnehin schon, so sehe ich das mit meinen mittlerweile halb wölfischen Augen, zur Hälfte ein toter Fisch. Ich blicke zu den Hunden hinüber, und schau, ich trockne heimlich die Träne, unbemerkt, weil ich die um sich greifende *loneliness of spirit* unter den strahlenden LED-Birnen der Weihnachtsbeleuchtungen in den immer länger werdenden, wie Krakenarme wuchernden Shoppingmeilen dieser Welt nur zu deutlich wahrnehme.